

Rede
von Herrn Eugen Herman-Friede
anlässlich des Festaktes zur Eröffnung der Gedenkstätte „Stille Helden“
am 27. Oktober 2008 im Berliner Rathaus

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrter Herr Staatsminister,
sehr geehrter Herr Regierender Bürgermeister,
Meine sehr geehrten Damen und Herren,

In Religion. hatte ich immer eine drei, aber in meinem Schulzeugnis für das Sommerhalbjahr 1935. standen statt einer Note, die Wörter „nicht arisch“ Ich war damals 8 Jahre alt und hatte keine Ahnung, was „Nicht arisch“ bedeuten soll, aber es dauerte nicht lange, da konnte ich spüren, dass es nichts Gutes bedeutete. „Itzig, Itzig, alte Judensau oder Knoblauchfresser waren die Bezeichnungen, die mir meine Schulkameraden immer öfter hinterher riefen.

Meine Mutter hat sich kurz nach meiner Geburt scheiden lassen und einen Nichtjuden geheiratet. Dieser Mann ist für mich immer mein Vater gewesen. Ich wurde zu Hause, wie alle deutschen Jungen erzogen. Zu Weihnachten gab es bei uns einen Weihnachtsbaum und zu Ostern habe ich bunte Eier gesucht. Als meine Mitschüler mich immer mehr schnitten oder mich ärgerten hat mein Vater mir immer wieder versichert, dass er dafür sorgen würde, dass mir nichts Ernstes passieren wird. Als dann später der gelbe Stern eingeführt wurde, konnte er mir den nicht ersparen. Da meine Mutter in so genannter privilegierter Mischehe lebte, war sie vom Tragen ausgenommen, An den Stern hatte ich mich gewöhnt und auf der Jüdischen Schule auf die ich inzwischen gehen musste, rief mir niemand „dreckiger Jude“ hinter her.

Im Juni 1942 mußten alle jüdischen Schulen schließen und ich wurde zur Arbeit auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee verpflichtet. Da die Entfernung dorthin weiter als 7 km war, bekam ich einen Ausweis, der mich zur Benutzung der Straßenbahn zur Arbeitsstätte und zurück berechnigte.

Ende Januar 1943, als ich an der Haltestelle auf die Bahn wartete, kam ein Gestapo-beamter auf mich zu, schob den Nagel seines kleinen Fingers unter meinen gelben Stern, riß ihn ab, behauptete, er sei nicht angenäht gewesen und nahm meine Personalien auf. Das war der Beginn meiner Illegalität.

Mein Vater hatte – vorausahnend, dass es mal nötig sein wird, - erste Zufluchtsorte organisiert. Es ging nur für kurze Zeit, das Risiko wurde den Leuten zu hoch und ich musste mehrfach die Stationen wechseln, bis ich im August 1943 nach Luckenwalde zur Familie Winkler kam. Die Winklers, Hans und Frida, ihr Sohn Horst und die Tochter Ruth wohnten in einer kleinen

Zweizimmerwohnung, in die sie mich aufnahmen. Horst - in meinem Alter - hat mir sofort seine HJ-Uniform zur Verfügung gestellt, für den Fall, dass ich mal das Haus verlassen möchte, Ruth war 12 Jahre alt und wurde von ihrer Mutter eingeweiht, um wen es sich bei mir handelt. Sie versprach, dicht zu halten und keine Freundin mehr mit nach Haus zu bringen. Tante Frida, wie ich Frau Winkler vom ersten Tag an nannte, behandelte mich wie ihren eigenen Sohn und bestand energisch darauf, dass ich in der kleinen Wohnung bleiben sollte. Ich blieb etwa 9 Monate mit den anderen zusammen in der Zweizimmerwohnung. Es kam nie zu einem Streit, ich wurde von allen wie ein Mitglied der Familie betrachtet. Frida Winkler war eine einfache, warmherzige, kluge und humorvolle Frau, die in allen Situationen gelassen blieb, die in meinem Leben und in meinen Gedanken immer eine außergewöhnliche Stelle eingenommen hat. Winklers habe ich es zu verdanken, dass ich überlebt habe und es war mir eine ganz besondere Freude, dass im vergangenen Frühjahr Ruth Winkler posthum für ihre Eltern von der Israelischen Regierung mit der Auszeichnung „Gerechte der Völker“ geehrt wurde.

Im September 1943 tauchten die aus Theresienstadt geflohenen Werner Scharff und seine Freundin Fancia Grün bei uns in Luckenwalde auf. Sie waren auf anraten von einem Freund Winklers, den sie in Theresienstadt kennen lernten nach Luckenwalde gekommen.

Werner Scharff – voller Pläne - hatte die Idee, Flugblätter in Form von Kettenbriefen per Post über ganz Deutschland zu verschicken. Ziel dieser Briefe, die 10 x abgeschrieben und verschickt werden sollten, war es, die Bevölkerung gegen den Krieg zu mobilisieren. Neben der Bekanntgabe des tatsächlichen Verlaufs der Front sollte

den Menschen die Nutzlosigkeit der Weiterführung des Krieges, besonders nach dem Fall von Stalingrad klar gemacht werden, und daraus folgend der Aufruf zum passiven Widerstand.

Innerhalb kurzer Zeit hatte sich eine Gruppe gebildet, der nach und nach 15 Juden und Nichtjuden beitraten. Die Gruppe nannte sich „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“, produzierte Tausende von Kettenbriefe, spendete Geld für Reisen in die verschiedensten Orte, um die Briefe von überall nach überall hin zu versenden. Außerdem wurden weitere illegal lebende Juden versteckt und Femeurteile an Denunzianten verschickt

Die Mitglieder dieser Gruppe waren so genannte kleine Leute, so unbedeutend, wie z.B. der Kellner einer Bahnhofskneipe, ein Gasthofbesitzer, ein Metzgergeselle oder der Kantinenwirt des Kriegsgefangenenlagers außerhalb der Stadt. Es waren alles Menschen, die Kopf und Kragen riskiert haben, um Verfolgten zu helfen und die mit den geringen Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, versucht haben, gegen das menschenverachtende Regime anzukämpfen

Diese kleinen Leute hatten großen Mut, haben aber auch verhängnisvolle Fehler gemacht.

Alle Mitglieder der Organisation wurden bis zum Dezember 1944 verhaftet. Meine Mutter nach Theresienstadt deportiert mein Vater nahm sich in der Haft das Leben, Mich hat man mit anderen Gefangenen in Gestapokellern und Gefängnissen teilweise wie Tiere behandelt. Werner Scharf und Fancia Grün wurden noch kurz bevor die Russen ganz Berlin besetzt hatten umgebracht. Meine Mutter wurde in Theresienstadt von den Russen befreit

Durch den schnellen Vormarsch der Roten Armee konnte der Volksgerichtshof in Potsdam den Prozess für die nichtjüdischen Mitglieder der „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“ nicht mehr beginnen. Die Anklageschriften lauteten alle auf Hoch- und Landesverrat, Wehrkraftzersetzung und Feindbegünstigung“ und dem in den letzten Tagen bei SS und Wehrmacht herrschenden Chaos in Berlin verdanken andere und ich, dass wir überlebten.

Nach der Befreiung durch die Russen wurde ich Mitglied der KPD, wo ich viele ehrliche und anständige Menschen traf, die alle das Gleiche wie ich wollten,; an dem

Aufbau einer neuen Welt teilhaben, einer Welt ohne Krieg, ohne Rassenhass, ohne Ausbeutung. Ich kniete mich hinein in die Theorien des Marxismus, lernte an Partei-schulen und studierte Gesellschaftswissenschaft an der Uni in Rostock.

Vier Jahre später wurde ich erneut verhaftet, in das gleiche Gefängnis gesteckt, wie zuvor bei den Nazis. Man warf mir Spionage und Wirtschaftsverbrechen vor. Nach einem halben Jahr wurde ich mit einem Dokument der Staatsanwaltschaft Potsdam, das besagt, dass ich keine strafbare Handlung begangen habe, entlassen.

An was sollte ich noch glauben, an Gott? An Politik?

Ich ging in den Westen, heiratete und wir versuchten vergeblich, uns eine Existenz in Westberlin, an der Grenze zur sowjetischen Besatzungszone, aufzubauen. Es scheiterte an den damaligen Ost/West Querelen. Wir sahen keine Zukunft für uns in Deutschland und entschieden bald danach unser Glück in Kanada zu suchen. wo wir 1954 das erste Deutsche Restaurant in Toronto eröffneten. Wir schufteten bis zum Umfallen, verkauften nach einem Jahr das Geschäft und kehrten nach Deutschland zurück. Ich war schon über dreißig und immer noch ohne Beruf. In Stuttgart bewarb ich mich bei einem bedeutenden Textilunternehmen und konnte mir allmählich eine internationale Karriere aufbauen. Nach verschiedenen beruflichen Stationen wurden wir schließlich in Kronberg im Taunus mit unseren zwei Söhne und unserer Tochter sesshaft.

Nach einem Autounfall – in den 80er Jahren - traf ich in einem Bayrischen Kurort eine große Anzahl alter unverbesserlicher Nazis. Nicht, dass ich mich wunderte, dass sie da waren, sie mussten ja irgendwo geblieben sein, aber dass sie so offen ihre menschenverachtenden und braunen Meinung sagten, das war neu für mich und ich beschloss, meine Geschichte aufzuschreiben.

Mein Manuskript wollte aber zu der Zeit kein Verlag haben. Man wollte meine Geschichte nicht glauben „Sie wollen wohl eine Parabel schreiben“, war die dümmste Absage. Andere wiesen mich ab, weil ein solches Thema nicht in ihr Programm passe oder sie bereits genug von solchen Erzählungen verlegt hätten. Durch Zufall kam ich mit Barbara. Schieb zusammen, die sich bereits als Historikerin in der „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“ mit der Luckenwalder Gruppe beschäftigt hatte. Ihre Forschungen bestätigten meine Geschichte, so dass sie auf eine glaubhafte, solide

Basis gestellt werden konnte. Mein 1. Buch kam 1991 heraus. Schon kurze Zeit später begann ich in Zusammenarbeit mit den Landeszentralen für politische Bildung in Hessen und Thüringen und später auch in anderen Teilen der Bundesrepublik an Schulen zu gehen, um Lesungen und Diskussionen abzuhalten. Das Interesse war groß. Ich hielt bis zu 5 Lesungen pro Woche ab und konnte schon bald die Dauer einer Lesung auf drei Schulstunden ausdehnen. Wenn es sich um die letzten Unterrichtsstunden am Tag handelte, hängten die Jugendlichen schon mal noch eine Stunde an. Die Anzahl der Zuhörer reduzierte ich auf höchstens 40-50, um die Diskussionen noch effektiver zu machen.

Oft konnte ich deshalb mehrmals die gleiche Schule besuchen. Ich konzentrierte mich auf die Klassen ab den 10. Jahrgängen. Die Aufmerksamkeit in den Schulen der neuen Länder war gleich groß, wie im Westen. Ich absolvierte in den Jahren seit dieser Tätigkeit 100e von Lesungen. Das starke Interesse, die Aufmerksamkeit und die intelligenten Fragen haben bis heute nicht nachgelassen. Die erste Schule, die mich 1991 einlud hat mich in diesem Frühjahr zum 18 Mal eingeladen. Ich bemühe mich mit meinen Möglichkeiten den Jugendlichen die Notwendigkeit von Toleranz und Zivilcourage beizubringen, kläre sie über das Wesen des Nationalsozialismus auf und über die Wurzeln des Antijudaismus und es ist mir immer ein Anliegen, bekannt zu machen, dass es solche Menschen, wie die kleinen Leute in Luckenwalde gegeben hat.

Auf Grund meiner Erfahrungen mit den Schülerinnen und Schülern bin ich zuversichtlich, was die demokratische Entwicklung unserer Jugend anbetrifft.

Bis die Stadt Luckenwalde ihrer mutigen kleinen Leute gedachte, hat es nahezu 60 Jahre gedauert. Im März 2004 wurde auf dem Bahnhofsvorplatz eine Metalltafel in den Boden eingelassen, mit all den Namen derjenigen, die in der Widerstandsgruppe „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“ mitgewirkt haben.

Und heute, endlich, wird durch eine nationale Gedenkstätte in Berlin, der Menschen gedacht, die unter Einsatz ihres Lebens Verfolgten geholfen haben.

Es ist mir eine große Freude und Genugtuung an dieser Eröffnung teilzuhaben und ich möchte den Machern dieses Museums aus tiefem Herzen gratulieren für die großartige Arbeit.